

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 234 — Bromberg, den 12. Oktober. — 1933

# Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von **John Spencer.**

(15. Fortsetzung.) 

23.

Nachdem der Schuß gefallen war, schien es einen Augenblick lang, als ob alle drei zu Stein erstarrt wären — so unbeweglich war ihre Haltung. Neben Roland saß Miß Harner hinter dem Sofa auf dem Fußboden und starrte durch ihre Gasmaske zu ihm hinüber, ohne sich vom Flecke zu rühren. Seine eigene Aufmerksamkeit aber war jetzt ausschließlich durch die Gestalt in der Tür in Anspruch genommen.

Dann kam ein ersticktes Stöhnen unter der Gasmaske des anderen hervor, und die mächtige Erscheinung im Türrahmen begann zu schwanken. Sofort sprang Roland vorwärts. Und es war auch die höchste Zeit. Denn schon fuhr die Hand des Gegners nach der Tasche — gerade als ihn Roland errei[illegible]

„Hände hoch — oder Sie sind ein Kind des Todes!" brüllte Roland mit so lauter Stimme, daß es gespenstisch unter der Gasmaske hervordröhnte. Dabei preßte er auch schon seinen Revolver gegen den Leib des anderen, während er den Finger am Abzug hielt. Er war fest entschlossen, den Mann sofort kaltzumachen, wenn es nötig sein sollte.

Aber der andere lehnte in verkrümmter Haltung am Türpfosten und machte nicht den leisesten Versuch eines Widerstandes mehr, als Roland ihn abtastete, um ihm sein Schießeisen fortzunehmen.

Auf den Gedanken, einmal nachzusehen, ob in der Brusttasche vielleicht noch eine zweite Waffe verborgen sei, kam Roland im Augenblick nicht. Ihn beherrschte jetzt, nachdem die erste und schlimmste Gefahr vorüber war, nur noch der eine Gedanke, der alles andere verdrängte — daß er den Wisperer endlich vor sich hatte, wehrlos und verwundet — als seinen Gefangenen... vorausgesetzt, daß sich nicht doch noch andere Mitglieder der Bande im Hause befanden.

Davon galt es sich jetzt vor allen Dingen zu überzeugen.

Er lief also auf den Treppenflur hinaus — zur Werkstatt hinüber und in das Zimmer des Wisperers. Aber beide Räume waren vollkommen leer.

Soweit war er sicher! Denn wenn noch andere von der Bande hier gewesen wären, so hätten sie natürlich den Schuß hören müssen und wären jetzt schon längst auf den Beinen, um ihrem Herrn und Meister zu Hilfe zu kommen.

„Ich habe ihn erwischt — den Wisperer! Ich hab' ihn!" — das war sein Triumphschrei, den er nicht länger zurückhalten konnte.

Aber da war ja auch noch Miß Harner, um die er sich kümmern mußte.

Er lief schleunigst zurück und stolperte in seiner Eile fast über die Gestalt des Verwundeten, der jetzt lang hingestreckt auf der Schwelle lag. Miß Harner hockte immer noch geduldig hinter dem Sofa. Sie war ein braves und beherztes Mädel, das sich beherrschen konnte und zu gehorchen verstand. Er faßte sie am Arm und winkte ihr, ihm zu folgen. Dann beförderte er den Verwundeten auf den Flur hinaus und schloß die Tür, damit sich das Gas nicht im ganzen Hause verbreiten konnte.

Der andere war offenbar bei vollem Bewußtsein. Mit Rolands Hilfe versuchte er auf die Beine zu kommen. Aber die Wunde schien ihn zu schmerzen; er konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken.

Doch während sie nach dem Zimmer des Wisperers hinübergingen, konnte Roland das Gefühl nicht loswerden, daß da noch irgend etwas nicht ganz stimmte. Es war da etwas in der Kleidung des anderen... und in seiner Gestalt, was ihn befremdete.

Es kostete ziemliche Mühe, bis sie mit dem Verwundeten drüben angelangt waren. Roland bettete ihn auf einem Sofa. Dann riß er sich die Gasmaske herunter.

Miß Harner, die ihnen gefolgt war, befreite sich ebenfalls aufatmend von der Last der Filzkappe. Roland brannte auf den Augenblick, wo er auch dem Gefangenen die Maske abnehmen konnte. Aber zuerst mußte er an das junge Mädchen denken.

„Verschwinden Sie jetzt lieber so rasch wie möglich aus diesem Hause, Miß Harner. Laufen Sie zu, so schnell Sie Ihre Beine tragen wollen, bis Sie eine Autodroschke erwischen..."

„Ich denke doch, ich will erst mal sehen, wie Sie selbst davonkommen", erwiderte sie. Ihr Dankgefühl für den Retter ließ es offenbar nicht zu, ihn im Stiche zu lassen, bevor sie ihn gleichfalls in Sicherheit wußte.

„Ist es denn auch wirklich der Wisperer selbst?"

„Jedenfalls ist es der Mann, der Sie umzubringen versuchte!" stieß er hervor. Aber seine Stimme zitterte nicht nur vor rasendem Ingrimm — es klang noch etwas anderes hindurch, was er vergeblich zu unterdrücken versuchte. Und sein Zweifel wurde zur Gewißheit, als er den Riemen gelöst und dem Gefangenen die Kappe heruntergerissen hatte. Er starrte in das Gesicht von Nummer vier, dem Lastwagenchauffeur — dem lustigen Spaßvogel, den er in Connies Wohnung kennengelernt hatte.

„O — und ich dachte, du wärst der Wisperer!" stammelte er.

„Verdammt — ich wollt, ich wärs! Dann hätt ick doch wenigstens noch 'n bisken mehr von meinem Leben gehabt, bevor ich ins Gras beißen muß!

Da also warste hingeraten, Nummer sechs! Und wir haben uns den Kopf darüber zerbrochen, wo de geblieben sein könntst. Wir dachten schon, se hätten dir ingesponnen — und dabei haste die ganze Zeit dem Meister 'n Bein gestellt. Na — ick will nur hoffen, daß de ihn 's nächstemal wirklich erwischst, Kamerad! Das hätt ick ooch schon längst jemacht, wenn ick das Zeug dazu hätte. Und das täten se alle gern — det kannste glooben. Frag se mur mal!"

Dick blickte von Roland zu dem jungen Mädchen hinüber, das mit erschrockenen Augen dabei stand.

„Na, man keene Angst nich, Frollein — Ihnen kann nu nichts mehr passieren... und ick freu mir ooch darüber. Nee wirklich — und keene Feindschaft mehr, nich wahr?"

„Dick, es tut mir leid, daß du es gerade bist, den ich erwischt habe, aber weißt du..."

„Mensch, halt man die Luft an — det is doch klar... Eener von uns zween mußte doch schließlich dran glauben — und wenn du nicht zuerst losgeknallt hättest, dann hätte ick dir eben kaltgemacht — vastehste! Doch darum keene Feindschaft nich!" wiederholte Dick.

„Aber machen Sie sich doch nicht schlechter, als Sie sind — Sie können doch gar nicht so ein übler Kerl sein, wenn Sie so vernünftig reden!" fuhr Miß Harner dazwischen, ehe Roland noch etwas erwidern konnte. Dann wandte sie sich zu ihm:

„Sie sollten ihn doch wohl lieber ins Krankenhaus bringen!"

„Kommt gar nich in Frage!" protestierte Dick.

„Aber nu haste mich ooch ausgerechnet gerade ins Been jeschossen — verdammt noch mal! Da ist es mit dem Davonhüppen vorbei! Aber ins Krankenhaus will ick nich. Da wären gleich die Polypen bei der Hand und wollten rauskriegen, woher ick meinen Schuß bezogen habe. Und wenn du einen Privatarzt holst, ist es eben dieselbe Geschichte — Jacke wie Hose, das bleibt sich egal!"

„Laß mich nur machen. Darauf laß ich es ankommen."

„Aber ick nicht! Da hat der Wisperer schon jut vorjebaut, det ick mir de Polente lieber von der Pelle halte. Nee — die Kugel da im Been — det is for mir so jut, wie der Strick... Hier die junge Dame — das is ja woll immerhin schon 'n kleener Mordversuch, nich wahr? Na — und da is noch 'ne andere Sache, vastehste, womit mich der Wisperer gründlich reinsenken kann... da is es nämlich nich bloß beim Versuch geblieben. Das war wirklich ne runde Sache — vastehste? Aber wenn de den Kerl mal so richtig unter vier Augen vor dein Schießeisen kriegst, da kannste ihm ruhig in meinem Namen noch eins extra auf den Pelz brennen! — hörst du, Kamerad?"

„Aber wir können ihn doch nicht hier zurücklassen!" warf Miß Harner ein. „Sonst stirbt er am Ende noch an Wundfieber oder sowas ähnlichem!"

„Na, lassense 's man gut sein, Frollein!" sagte Dick gleichgültig. „Ick will Ihnen was sagen — wir wollen mal 'n bisken Schluß machen mit der ganzen Hin- und Herrederei. Gebt mir man lieber was zu trinken, ick hab' 'n höllischen Brand, das könnense mir glauben!"... Da in dem Schrank findeste Sodawasser, Kamerad!"

Roland trat zu dem oberen Ende des Sofas hinüber und öffnete das Schränkchen. Da ertönte ein Aufschrei — aber der Warnruf des jungen Mädchens kam zu spät. Schon krachte ein Revolverschuß. Dick hatte aus der Brusttasche eine zweite Waffe gezogen und sie auf sich selbst gerichtet. Sein Körper zuckte zusammen — dann war es vorbei. Er hatte sich mitten ins Herz getroffen.

„O — wie furchtbar!... Das ist ja entsetzlich!" schluchzte das Mädchen auf. Ihre Nerven versagten. Roland legte den Arm um ihre Schulter und versuchte sie zu beruhigen. Da faßte sie sich wieder. Er suchte sie noch ein wenig zu stützen. Plötzlich aber erstarrte sie förmlich und machte sich von ihm frei.

„Er nannte Sie Nummer sechs und du...", flüsterte sie mit versagender Stimme.

Roland ließ den Kopf sinken.

„Dann sind Sie also wohl auch so... so einer von der Wispererbande?"

Roland erkannte sofort die furchtbare Gefahr, die diese Frage für ihn selbst barg. Aber es half nichts — er kam um die Antwort nicht herum.

„Ja, Miß Harner", erwiderte er mit fester Stimme und fügte noch hinzu: „Darf ich nun fragen, was Sie daraufhin unternehmen wollen?"

„Ich werde gar nichts weiter unternehmen — nur das eine: Ihnen helfen, wenn ich es vermag. Ich wäre jetzt schon längst tot, wenn Sie mir nicht beigestanden hätten. Sie haben mich gerettet — aber Sie dürfen mich nicht für ein so undankbares Geschöpf halten... O — bitte, führen Sie mich jetzt von hier fort!"

Ihre Tapferkeit war erschöpft. Die kühne kleine Rede endete in einem Tränenausbruch.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar — aber mir können Sie nicht mehr helfen!" Roland brach in ein wildes Gelächter aus, als er sich vorstellte, daß das junge Mädchen, das ihm helfen wollte, unvermeidlich die gefährlichste Zeugin gegen ihn werden mußte. Daß er ihr das Leben gerettet hatte — das zählte weiter nicht... Wie hatte der Wisperer gesagt?... Das Gesetz konnte dem Mörder der Lady Whiddon gegenüber keine Nachsicht üben...

„Also — kommen Sie nur mit, Miß Harner!"

Er führte sie die Treppe hinab und öffnete die Haustür. Er hätte sie ja bitten können, sie sollte eine erfundene Geschichte über ihre Rettung erzählen, eine falsche Beschreibung von ihm abgeben. Sie würde gewiß ohne weiteres einwilligen — aber sie war nicht das Mädchen dazu, eine Lüge glatt und fließend zu erzählen. Bei einem Kreuzverhör würde sie unweigerlich zusammenbrechen und sich nur selbst in die Nesseln setzen — für nichts... „Leben Sie wohl, Miß Harner!" sagte er auf der Türschwelle.

„O — kommen Sie denn nicht gleich mit?"

„Nein. Vielleicht erwischen Sie bald eine Autodroschke — und dann fahren Sie schnurstracks ins Savoy zurück... Ich muß aber jetzt verschwinden und zusehen, wie ich selber davonkomme... Es geht um mein Leben. Vergessen Sie nicht — ich bin ja einer von der Bande des Wisperers..."

Einen Augenblick lang stand das junge Mädchen unschlüssig da — dann sagte sie impulsiv:

„Das ist mir ganz gleich. Sie sind jedenfalls einer von den nettesten und anständigsten Menschen auf der ganzen Welt."

Sie hob sich auf die Zehen und küßte ihn auf die Wange. Dann lief sie die Stufen hinab auf die Straße.

„Ein reizendes Ding!" murmelte Roland vor sich hin. „Und die wollten sie einfach vergiften!"

Eine wahnsinnige Wut gegen den Wisperer fegte alle seine Gedanken um das eigene Schicksal und die eigene Sicherheit hinweg. „Es kommt nicht mehr darauf an — ich kann ruhig noch weiter Spießruten laufen — wenn ich Glück habe, sogar noch eine ganze Weile!..."

24.

Die Sitzung im Hotel Savoy war in aller Eile abgebrochen worden, und alle Industriellen beeilten sich, fortzukommen, sobald der Geheimsergeant Hendricks mit dem „Kästchen" verschwunden war. Nur Sir Henry Glazeborough war noch geblieben.

„Ich werde Ihnen bei dieser furchtbaren Sache bis zum Schluß beistehen, mein lieber Mr. Harner", sagte er. „Wie ich Ihnen schon sagte, bin ich ja selbst erst vor ein paar Tagen ein Opfer des Wisperers geworden."

Um halb zwölf Uhr waren die beiden allein in dem Wohnzimmer des Appartements. Der geprüfte Vater schien froh darüber zu sein, in diesem schweren Augenblick einen anderen Menschen bei sich zu haben. Sir Henry erwies sich auch sehr nützlich und gefällig, indem er dem unglücklichen Manne die neugierigen Zeitungsreporter und andere Besucher vom Halse hielt. Ein Besucher allerdings war da, der sich nicht abweisen ließ — Oberkommissar Larpent. Es war kurz nach eins, als Larpent ankam, und Sir Henry empfing ihn im Korridor des Appartements. Wenn Larpent in seinem Innern überrascht war, den andern hier zu sehen, so ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken.

„Er hat es sehr tapfer — wirklich sehr tapfer aufgenommen — der arme Kerl!" fuhr Sir Henry fort. „Aber ich glaube bestimmt, daß Sie unter solchen Umständen nicht auf Ihrem Recht bestehen werden, ihn zu sprechen und..."

„Doch, das werde ich allerdings", sagte Larpent, ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen, und schritt in das Wohnzimmer hinüber. Selbst da noch versuchte Sir Henry die Führung des Gespräches in der Hand zu behalten.

„Das ist Herr Oberkommissar Larpent von Scotland Yard, Mr. Harner! Er ist mit der Verfolgung des Wisperers betraut. Ich habe ihn eingelassen, weil ich bestimmt glaube, daß er uns zumindest ein Körnchen Trost bringen wird."

Das war für Larpent äußerst peinlich, denn Mr. Harner blickte gespannt zu ihm auf, und der Kriminalbeamte sah sich genötigt, zu erwidern: „Ich fürchte, daß es nicht an dem ist, Mr. Harner. Ich habe Sie nur aufgesucht, um Ihnen zu versichern, daß meine Abteilung schon alles Erdenkliche getan hat, um..."

„Und jetzt geschieht überhaupt nichts mehr?" fragte der Gesandte zurück.

**(Fortsetzung folgt.)**

# Arabeske in Wien.

Skizze von Walter Persich.

Im Oktober 1838 kommt der deutsche Musiker Robert Schumann mit weitem Herzen und ehrlichen Hoffnungen nach Wien, seiner geliebten Zeitschrift zur Pflege deutscher Musik eine neue Entfaltungsmöglichkeit und sich eine Wirkungsstätte zu suchen, die es ihm ermöglichen soll, endlich, endlich Klara Wieck, und sei es auch gegen den Willen des starrköpfigen Papa Wieck, zu ehelichen. Was alles hat ihm die Reise von Sachsen bis zur Donaustadt an Glanz und Lockung vorgegaukelt, wie hofft er, empfangen zu werden, hat er doch den Wiener Herren Verlegern in ausführlichen Briefen seine Ankunft dargetan und auf die Werke hingewiesen, die er ihnen persönlich bringen werde!

Doch als die Postkutsche auf dem Holperpflaster der barocken österreichischen Residenz hält, steht er allein, wie es überall sein Schicksal ist. Keine Hand streckt sich ihm zur Begrüßung entgegen. Kein Verleger stürzt auf ihn zu, drückt ihn ans Herz und ruft jubelnd: „Meister — Wien erwartet Sie mit Ungeduld!"

Ein Versehen, sagt sich Schumann, ein paar Versehen. Einer der Verleger wird erkrankt sein, ein anderer mag meinen Brief verkramt haben; einen dritten hat sein Buchhalter vergessen, zu erinnern, und der vierte wird die Zeit verschlafen haben. Unglückliche Zufälle spielen mir gern einen Tort. Also geht er erhobenen Hauptes zum Gasthof. Hier hat man ihn erwartet, das Zimmer ist gerichtet, die Fenster blicken auf einen malerischen Winkelzug der Donau, die späte Herbstsonne goldet über Nußbaummöbel. Mit Stolz klappt der Kellner das Piano auf und zieht sich — Verbeugung — zurück.

Ans Klavier zieht es Schumann, seine Hände gleiten über die Tasten. Das Glück, ein neues Leben beginnen zu dürfen, füllt den Raum mit Tönen. Schnell sind Feder und Papier hergekramt, und das Scherzo op. 32 perlt hinauf und hinab, über alle Passagen . . .

Doch so übergoldet bleiben die Wiener Tage nicht. Die Herren Verleger bedauern, den Musiker nicht empfangen zu können, wichtige Besprechungen . . . Manche lassen grob sagen, sowas interessiere sie nicht. Wenn er ein paar flotte Walzer und Ländler liefern wolle, die zu prüfen werde man immer bereit sein. Tanzschmarrn! schimpft Schumann vor sich hin. Hat er dafür in seiner Zeitschrift all die Jahre für die Gestaltung der deutschen Musik, der Klänge aus dem Inneren, für die ewigen Werte gekämpft? Und sein Blatt will man wohl haben, doch vermanscht soll es werden, versüßt. Nein, nein, Wien hat sich seit Mozart, Beethoven und Schubert im Taumel der Zeiten dem Klingklangkitsch verschrieben. Ein anderes Wien suchte er. Auf den Bühnen tänzelt man nach Rossinis Melodienbrei. In den Sälen, auf den Gesellschaften und in Konzerten regiert der Walzer, der Walzer, der Walzer — das ist zuviel der dünnen Musik und will zu der Herzensherbe des Robert Schumann nicht passen.

Es kommt ein früher Wintertag, und er wandert vor die Stadt, nur in Gesellschaft seiner Gedanken. Hart beißt ihn der Frost an, und schließlich wird es zu kalt, er möchte irgendwo einkehren. Ein stilles Gasthaus liegt am Wege, er tritt ein. Niemand ist darin als ein junges Mädel, so hübsch, wie er keins seit seinen Studentenjahren in Heidelberg gesehen: blondzöpfig, mit weitem, wippendem Rock und zierlich geschnürten Stöckelschuhen, mit roten Lippen und strahlenden Augen, die sich senken, wenn er der Kleinen ins Gesicht blickt. Sie bringt ihm Speis' und Trank; der Wortlose setzt sich hernach ans Klavier und läßt hervorklingen, was da mag, und wenn er's auch nicht mag, es kommen ein paar Walzertakte hinein. Etwas Süßes aus Wien — Limonade! pflegt er sonst zu wettern, ich ersäufe in diesem Zuckerwasser — klingt mit und gewinnt durch die Bindung an die gütige, innere Durchdringung der Töne. Einmal stockt er, als ein Mißklang sich einschleicht, beginnt von vorn, stockt wieder — da summt es neben ihm ein Dutzend Takte weiter, so, wie sie wohl sein könnten, wie er sie nicht fand. Mit Bleistift und Papier sind die gleich festgehalten, er wendet sich: Da steht das Mädel, die Hände in die Hüften gestemmt, und wiegt sich im Takt wie zum Tanz. Erschrecken und Röte gehen über das Gesicht der Blonden, sie will zum Schanktisch fliehen. Doch Schumann lächelt sie so gut an, daß sie bleibt und meint: „Schön spielen können Sie — so, wie wenn's von Schubert wär'. Aber ich kenn alle seine Lieder und Klavierparts — es ist nicht von ihm."

„Nein, nein!" muß er lachen und erhebt sich. „Es ist nicht von ihm — und jetzt haben Sie mir gar geholfen, schönes Kind, es zu Ende zu bringen. Verzweifelt bin ich fortgegangen aus Wien, jetzt ist meinem Herzen froh. Nun fehlt mir nur noch — ja, ich sag's: ein Kuß von diesen Lippen! Was erröten Sie? Mama und Papa sind ja doch nicht da, und niemand wird es wissen!"

Wann hat Robert Schumann eine hübsche Jungfer nicht in den Arm genommen, wenn sie so zierlich vor ihm stand? Seine Augen sind jungenlustig, wie er sie anblickt, seine kluge Stirn ist überglänzt vom Sinn des Schalks, doch seine Züge tragen trotzdem ihren inneren, stillen und unnennbaren Ernst und schon die leisen Zeichen der schlummernden Schwermut. Er spürt, daß wohl noch niemand dies dem Mädel da sagte — nun, umso verlockender ist es, der erste zu sein, der diese sanften Lippen auf die seinen sich pressen fühlt, und er will auf die Erschreckte zugehen und ihr zeigen, daß sie nicht Angst zu haben braucht, daß ein Kuß eine schmackhafte, heiße, brennende Gabe ist — da klingt ein leiser Ton durch den Raum, ein vergessener Ton, ein Ton, der bei der eben verzeichneten Passage fehlte — quillt auf unter langen Händen, die Schumann so gut kennt, wie keiner, die jede Taste beherrschen, als sei unter dem Elfenbein ein ganzes Orchester verborgen: Klara Wiecks Hände sind es, die geliebten, verehrten, und er muß dem Ton nacheilen, ihn nicht wieder zu verlieren. Schon steht er am Klavier, schlägt an, gleitet die Passage auf und ab, ja, es ist gut, es klingt wie leiser Zauber — er zeichnet die Note auf das Papier und wendet sich aufatmend um zu dem Mädchen, das diesen seltsamen Menschen nun gar nicht versteht, nur gepackt ist von seinem fremden, undeutbaren Genius.

Er lächelt der Blonden entgegen, kommt langsam und brüderlich näher, nimmt wortlos ihren schöngeformten Kopf in die Hände und küßt sie sanft auf die Stirn.

„Sie sind so verlockend schön", sagt er, ihr in die tiefen Augen blickend, „daß es Sünde wäre, den ersten Schmelz von Ihnen fortzuküssen. Dazu hat nur ein Recht, wer sein ganzes Leben dafür schenkt. Das meine gehört mir nicht mehr — Frau Musika und ein Mädchen in Leipzig besitzen mein ganzes Herz. Und so mögen Sie vielleicht, wenn ich wieder fort bin, noch dann und wann einen kleinen Gedanken zu mir senden, wenn Sie die Arabeske hören oder spielen werden, die ich hier komponierte. Dann denken Sie an Robert Schumann!"

So ist es gekommen, daß die große Wiener Enttäuschung Robert Schumanns ihn doch mit schönen Melodien beschenkte, in denen leise die Wiener Walzer mitklingen, denen er so böse war und die ihn doch insgeheim bezauberten.

---

# Lehren und Lernen.

Skizze aus der Tierwelt von Max Geißler.

Zum ersten Male ging die Familie Wiesel aus: Vater, Mutter und acht Kinder. So wurde bei Wiesels gesorgt, daß die Gescheiten nicht alle werden, denn geniehaft wie die Begabung seiner sämtlichen Artgenossen war auch die dieses Wieselvaters, obwohl er in seinen ersten Daseinswochen aus dem Baue genommen und in ein Menschenhaus gebracht worden war. Da ging er mit seiner Herrin spazieren, trank Milch aus ihrer Hand, nahm ihr kleine Stückchen Wildbret von den Lippen und durfte des Morgens gar zu ihr ins Bett. Damals hieß er Hermännchen.

Aber zum Glück für ihn war dieser Aufenthalt nicht von Dauer, denn über der Erziehung, die er dort genoß, wäre das Geniehafte an ihm verkümmert. Eines schönen Tages also riß er aus, und bald war er im Vollbesitz seiner Leistungen. Sein Nervensystem ward nun das Spiel von feinsten Saiten, das unter dem leisesten Sinneneindruck erklang, meist aber jäh aufklirrte.

Von einer ständigen Wohnung hielt er nicht viel. Bald bezog er einen Maulwurfsbau, bald hauste er in einer Rohrleitung unter der Straße oder in einem Astloch, gelegentlich sogar in einem Steinhaufen. Er flitzte herum wie ein Gnom, war spukhaft wie ein Troll und half wacker mit, daß der Aberglaube der Leute im Bergwald nicht

ausstarb. Wenn die ihn zu Gesicht bekamen, sagten sie ihm den Gruß: „Schön's Dingel, behüt dich Gott!" Denn wer weiß, wozu solch ein Wunderding fähig ist? Beim Namen darf man es nicht nennen — den Teufel ja auch nicht! Und die Leute meinten, wenn es eine Kuh ansehe, gebe sie Blut statt Milch; sie glaubten aber auch: Wer ein Wieselherz ißt, lernt wahrsagen.

Gleich der erste Familienausgang war natürlich eine erlebnisreiche Fahrt. Das sirlte im Revier umher wie im Rausch, schlüpfte in alle Löcher, guckte gleich wieder heraus mit betörend hübschem, sauber modelliertem Köpfchen, denn ohne Erziehung wird solch ein Insichvollendetes nicht fertig. Und bei Wiesels nahm man es mit der Erziehung sehr ernst.

Wenn sie im Grase der Bergwiese pirschten, benutzten die Kleinen die Schäfte der Schafgarbe als Kletterstangen und läuteten mit den Glockenblumen an hohen Stengeln — ein allerliebstes Völkchen! Auf einmal hörten sie drüben vor der Felswand einen Rotschwanz das Warnsignal blasen: Huuitt, huitt, hitt! Und gleich begann die Wieselin mit dem Unterricht. Alle Löcher und Runsen in der Felswand wurden nach dem Nest abgesucht; und gar nicht lange, so erklangen die hastigen Stimmlein der Kleinen in Entdeckungsfreude. Fünf Eier lagen im Nest. Die Mutter eilte hinzu, beschnupperte sie und stellte fest, daß sie nicht bebrütet waren und sich zu Rührei vortrefflich eigneten. Sie klemmte also den fünf Sprößlingen, die ihr zunächst standen, je ein Ei zwischen Kinn und Brust. So liefen sie zu einem gesicherten Platz auf der Wiese, wo die Beute aufgeschlagen und geschleckt wurde.

Hermännchen war nicht dabei, wiewohl auch er sich die Erziehung sehr angelegen sein ließ. Er strich gegen den Bach, um ein bißchen zu krebsen oder, wenn Gelegenheit war, am Rain ein Karnickel in den Tod zu reiten, denn zu seinen Mahlzeiten liebte er Warmblut.

Weil er kein Glück hatte, pirschte er sich zu dem kleinen Weiher in der Nähe des Bauernhofs. Seine Frau mit den acht Nachkommen war schon dort angelangt, und er hörte, daß die Kleinen ein bißchen ängstlich nach ihm riefen. Das plätschernde Wasser am Tümpelrande war für sie zwar ein Hauptspaß, aber heute wollten sie nicht hinan, denn drüben am Ufer saß fett und breit eine Wasserratte und lugte verdächtig nach ihnen aus.

Hermännchen übersah die Lage, begann den Weiher zu umschreiten und weidete sich an der Furcht der dicken Ratte. Sie rückte gegen den Teichrand. „Komm nur heran, dann verschwind' ich."

Hermännchen hatte noch den braunen Frack mit der weißen Weste an, der ihm so prachtvoll saß und in der Abendsonne glänzte. Auf einmal — wie ein Pfeil vom Bogen — schnellte er sich gegen die Ratte, saß auf ihrem Rücken, schlug das perlfeine Raubtiergebiß in ihr Genick, und hussa! fuhr das Reittier mit ihm hinein in die Flut! Dreimal, viermal kreiste es unter Wasser. Die reine Höllenfahrt. Schlamm wolkte empor. Wut, Haß, Blutgier, Qual, Todesangst quollen blasig herauf. Zuletzt Verröcheln und Sterben, in einer Kette silberner eiliger Perlen. Das gemarterte Vieh trug seinen Reiter noch bis an den Rand. Ein bestialisches Morden! Am Genick zog er sich vollends heraus. Da eilten die Kleinen herzu. Aus dem „Wildbret" machten sie sich alle zusammen nichts, aber an ihrem Schweiße tranken sie sich den ersten Blutrausch.

## Der Detektiv.

Von **Erwin G. Helmke.**

Zu dem Oberkommissar des kleinen nordamerikanischen Nestes kam ein etwas reduzierter Mann, der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte. Schließlich wollte ihn der Kommissar, ein Mann von rauhen Sitten, persönlich hinauswerfen und ließ ihn aus diesem Grunde vor.

„Sie wollten mich sprechen?"

„Ja," sagte der Mann und nahm unaufgefordert Platz.

„Also, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sie sollen mich als Detektiv engagieren."

Der Kommissar lachte laut auf.

„Ihre Unverschämtheit ist geradezu grenzenlos. Aber sie amüsiert mich. Also nun sagen Sie mir einmal, aus welchem Grunde ich Sie eigentlich engagieren soll." —

„Weil ich etwas kann", sagte der Mann stolz. „Aber es liegt mir fern, daß ich Ihnen zumute, sozusagen die Katze im Sack zu kaufen. Ich werde Ihnen darum eine Probe meines Könnens geben."

Der Mann zündete sich umständlich eine Zigarette an. „Sie haben", begann er dann, „gestern zu Mittag Sauerbraten gegessen, der Ihrer Frau ein wenig angebrannt war. Ihr Junge kommt mit dem bösen Latein auf der Schule nicht so recht mit, und Ihre Tochter nimmt Gesangsunterricht. Ich weiß, daß Ihnen das nicht recht paßt, aber was soll man gegen die Familie tun? Wenn Ihr Onkel aus Chikago Ihnen jetzt einige tausend Dollar schickt, werden Sie sich ein neues Speisezimmer kaufen, und den Teppich aus dem guten Zimmer endlich fortwerfen. Das ist so Einiges, was ich Ihnen sagen kann."

Staunend hatte der Kommissar diesen Ausschnitt seiner Familiengeschichte vernommen. Dann richtete er sich auf.

„Wie sind Ihre Ansprüche?" fragte er.

„Einhundert Dollar im Monat".

„Bewilligt."

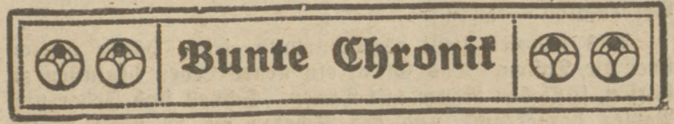
„Kann ich das nicht schriftlich haben?"

Er bekam einen schriftlichen Engagementsvertrag und wollte sich verabschieden.

„Einen Moment noch," sagte da der Kommissar.:

„Wie haben Sie denn das eigentlich alles herausbekommen?"

„Das war sehr einfach, Herr Kommissar. Ich war bei Ihrer Frau und habe sie gefragt, wann ich Sie am besten im Amt erreichen kann."




**Licht vom Blitzstrahl.**

Ein einziger Blitzstrahl hat genügend Energie, um einen Durchschnittshaushalt für 40 Jahre mit Licht zu versorgen. Im Durchschnitt hat ein Blitzstrahl die Stärke von etwa 30 000 Kilowattstunden elektrischer Kraft. Durch die Nichtverwendungsmöglichkeit des Blitzstrahls geben jährlich mehr als 4 Billionen PS an elektrischer Kraft verloren.




**Ein Glücklicher.**



„Na, warum freuen Sie sich denn so, Herr Müller? Sie strahlen ja übers ganze Gesicht!"

„Ja, denken Se mal, eben habe ich 'nen Schneider entdeckt, bei dem ich noch nicht gepumpt habe!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.